Rauschgold.

Eine Figur aus dem Purimspiel des Lebens.

Rauschgold, Itzig Rauschgold's Sohn, hätte wie sein Vater Schammes werden sollen.

Aber sein hochstrebender Sinn sträubte sich gegen diese untergeordnete Stellung. Die kleine Kille, in deren Dienst seine bescheidenen Ahnen ehrlich wirkten, ward dem jungen Rauschgold zu enge, an seine Ohren schlug das Rauschen der Wellen einer Großstadt, und die Lorelei trefener Genüsse sang ihm ihr Sirenenlied.

Rauschgold wanderte in die Residenz.

Lorelei zog das Bocherl mit ihren Armen in den reißenden Strom.

Welche komische Geberde machte Rauschgold dabei, um zu zeigen, er sei ein Meister im Schwimmen, während ihm das Wasser bei Mund, Nase und Ohren hineinzuglukſen drohte!

Er wollte mit Grazie durch den Strom, als wäre er in diesem Element geboren und erzogen, und plätscherte herum wie ein junger Hund in Todesangst.

Ach! wenn er nur kein Jude gewesen, wenn ihm das Judenthum nicht in Gesicht, Haltung, Manieren und Sprache, so wie Kletten angeheftet geblieben wäre!

Das war das Blei, das seine Beine jeden Augenblick hinabzuziehen drohte, damit die Wellen der höhnischen Gesellschaft laut lachend über ihn zusammenschlügen.

„Warum bin ich nicht lieber ä Ferst geboren!“ seufzte Rauschgold; „statt daß ich einen Schammes meinen Vater nennen muß! — Schammes! Brrrr!“

Aber die große, wie ein Schleifrad sausende Welt einer Residenz schleift Felsenblöcke ländlicher Ursprünglichkeit klein und glatt, warum soll es ihr nicht gelingen hier und da einmal einem Jüdlein aus unciviliſirter Kille die gröberen jüdischen Kanten abzulecken?

Rauschgold ward nach und nach ein Mann, dem Niemand den Griesausschlag des tiefwurzelnden kleinstädtischen Judenwesens ansah, wenn man ihn eben nicht näher befühlte.

Die Börse lieferte Rauschgold hinlängliche Mittel, um durch äußerliche Toilette die angeborenen und ererbten Judaismen zu decken.

So hat Rauschgold eine Stellung erlangt, wie er sich dieselbe in seinen Jugendträumen ersehnt haben mochte.

Er kann zwar nicht glauben machen, seine Wiege wäre in einem herzoglichen Pallast gestanden, — dagegen würde seine burlesk-orientalische Fisiognomie schreienden Protest einlegen! — aber er rutscht in der Gesellschaft durch.

Mehr wollte Rauschgold nicht. Er ist damit vollkommen zufrieden.

Um aber dieses Durchrutschen zu erleichtern, hat er es in der Kunst, sich an Andere, die eine Bahn gehen, wenigstens für ein kleine Strecke zu hängen, zur Virtuositstt gebracht.

Wer immer in der Gesellschaft eine hervorragende Rolle übernimmt, und wäre es auch nur die eines buntscheckigen „Baumkraxlers", an den weiß sich Rauschgold mit den scharfen Häckchen seiner „intimen Freundschaft" so anzuklammern, daß es oft einige Augenblicke aussieht, als baumkraxle Rauschgold mit.

Aus diesem Sisteme der Mit- und Durchrutschkunst erwächst Rauschgold's Simpathie für die Kunst und ihre Jünger, oder eigentlich nur für die Letzteren.

Die Kunst selbst hat für ihn keinen Werth, woher sollte sie auch einen für ihn haben? Er versteht nichts von ihr,

was jeder sogleich gründlich bemerken kann, der Rauschgold die Wachsmaske aufgeschnappter aesthetischer Phrasen von seinem verdutzten Gesicht gezogen hat.

Im Gegentheile, die echte Kunst wird von ihm entschieden verachtet, da sie nach seiner innerlichen Ueberzeugung eigentlich „doch zü gor nischt“ und die Mutter „vün die meisten Schnorrer“ ist.

So lange daher Einer wirklich durch und durch Künstler ist, so lange er das heilige Feuer der Kunst vor buhlerischen Windzügen zu wahren sucht, so lange ist er wohl auch kein Gegenstand des Pöbelgejohles, und so lange existirt ein solcher Künstler für den „Mäcen“ Rauschgold so gut wie gar nicht. Wie aber derselbe Künstler zufällig durch ein sonderbar karrirtes Beinkleid allgemeine Aufmerksamkeit erregt, in demselben Momente sucht Rauschgold dieses „Talent“ durch Liebenswürdigkeit, durch Gefälligkeit zu gewinnen, um einige Male mit dem Manne auf offener Straße auf- und abgehen zu können.

So sieht es mit dem Mäcenatenthum Rauschgolds aus, auf das sich der Mann gerne herausspielen möchte, wenn's eben ginge.

Ein Souper, das einem Gliederverrenker gezahlt wird, eine Kiste Cigarren, die man einem Feuilletonisten eines Kreuzerblattes verehrt, kleine Summen die man kleinen „Künstlern“, die deren ewig bedürftig sind, spendet, sie sind noch immer lange nicht die Elemente, aus denen das Mäcenatenthum zusammengesetzt ist!

Demungeachtet hält sich Rauschgold für einen Mäcen.

Da läuft Rauschgold eben zu Hrn. X. Y. Z., einem sehr gebildeten jungen Schauspieler, der es aber noch nicht zur hinreißenden Kunst des Lazzimachens gebracht, darum noch wenig von Beifall zu erzählen hat, darum aber auch bisher von Rauschgold mit spanischer Vornehmheit ignorirt wurde.

Was will Rauschgold heute von ihm?

Er übergibt ihm ein sehr kunstvoll gearbeitetes Cigarrenrohr aus Bernstein.

„Sie haben das Ding neulich im Caffeehaus bewundert," sagt Rauschgold zu dem erstaunten jungen Manne „es ist mir eine Ehre, wenn Sie diese Bagatelle von mir annehmen."

Damit schlieft auch schon Rauschgold's Arm in jenen des Hrn. X. Y. Z. der sich dankbar von seinem neuen Gönner zehn Mal über den Graben und Kohlmarkt führen lassen muß.

Woher aber diese plötzliche Aenderung der Rauschgold'schen Schätzung von X. Y. Z.'s Werth?

Das können wir dem Leser sagen.

Bei der gestrigen Vorstellung hatte Hr. X. Y. Z. das Glück, das Fräulein U. V. W. durch eine geschickte Intervention von einer compromittirenden Krinolinenwendung zu retten.

„Der junge Mann hat Geistesgegenwart!" hieß es im Parterre.

„Wie ist sein Name?"

„X. Y. Z."

„X. Y. Z.!" lief es durchs Parterre.

„Ein sehr talentvoller Mensch, dieser X. Y. Z.!" sagt Rauschgold.

Und dieß die Geschichte der Cigarrenspitz-Mäcenaterie.

Wäre es nicht am Ende doch besser gewesen Rauschgold wär Schammes geworden wie sein Vater?